

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 308.

Mittwoch, 9. November

1932.

Im **Zick-Zack**

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

35. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Jutta wurde unsicher auf den Füßen. Es stürmte zuviel auf sie ein. Nun wieder Sixtus. Lieber, armer Sixt, was quälst du mich! Es geht nicht — ich will nicht! „Ich will nicht“, wiederholte sie laut und fuhr sich über die nassen Augen. Sie wußte nicht, wo er in Wien wohnte, sie konnte ihm nicht einmal einen letzten, allerletzten liebevollen Abschiedsbrief schreiben. Wahrhaftig, wenig freudige Tage standen ihr in Grindelwald bevor. Aber sie mußten durchgehalten werden, man mußte mit beiden Fäusten das Herz ganz fest zusammendrücken, daß es sich nicht mehr regen konnte... Und dann dachte sie wieder an morgen und an ihre kindlichen Hoffnungen, Vater und Mutter doch noch einmal zusammenzubringen. Daß Herr Ewerle abermals auf der Bildfläche erschien, störte sie nicht — im Gegenteil, er war die unschuldige Ursache, daß auch der Vater mit nach Basel kommen wollte, der wahrhaftig in dem Wahn zu leben schien, der Hamburger habe sein Kaufmannsauge auf sie geworfen. Der dachte gar nicht daran, er hatte an der verunglückten Geschichte mit Hede Stetten genug und schlug jetzt die mamacita in den Bann seiner weltmännischen Liebenswürdigkeit... Ob sie wohl einen Augenblick sich mit dem Gedanken getragen hatte, er könne der Rechte für ihre vierte Ehe sein? — Ausgeschlossen! Sie mußte mit den Wünschen des Großvaters rechnen, und der Erlenhof ließ sich nicht gut von der Wister aus bewirtschaften... Sinnendes ging über Juttas Gesicht. Ein Quersältschen ritzte ihre Stirn. Man konnte überlegen und tüfteln soviel man wollte: die Mutter mußte wieder Frau Grittie Döhler werden, das war die einzige Rettung und der geradeste Weg — Frau Döhler von Erlau — war erst die Sache allright, so würde der Vater sicher auch mit der Namensübertragung einverstanden sein — es war ja ein alter, stolzer, ehrlicher bernischer Name, der damit ihr selbst zusiel — und immer weiter, ihrem künftigen Mann, ihren Kindern, ihren Enkeln.

Sie lachte, aber der gurrende Laut erstarb auf ihren Lippen. Die Gedanken blieben ihr in der Kehle sitzen, ein rascher Sturm flog durch ihre Glieder. Mann, Kinder, Enkel — nun ja, es konnte einmal dahin kommen, Sixtus Caylus war abgetan, Willi Ronge hatte sie abgeschoben, aber die Männerwelt war mit ihnen nicht ausgestorben. Sie sah ihr Gesicht im Spiegel gegenüber, gerötete Wangen, fiebrige Augen, zuckende Lippen. Da schnitt sie sich eine niedliche Frage und lachte wieder, diesmal ein lustig klingendes Lachen. Sie lachte sich selbst aus. Sie hatte keine Angst, als alte Jungfer zu sterben.

Seltamer Verlobungstag.

Auf der Bahnfahrt nach Basel vergrub Döhler sich in die Morgenzeitungen. Die Unterredung mit dem

Amtskollegen drüben schien ihm nicht wichtig, er glaubte zu wissen, um was es sich handelte: der Gesandte in Bern und sämtliche deutsche Konsuln in der Schweiz quälten ihn wie auf höheren Befehl, sein Abschiedsgesuch zurückzuziehen. Aber das fiel ihm nicht ein, er sehnte sich nach Ruhe und hatte sich unter der Hand auch schon mit einem ihm bekannten Agenten zwecks Ankaufs eines Landsitzes in Verbindung gesetzt. Derlei gab es natürlich genug in allen Kantonen, man hatte die Auswahl, oben auf den Bergen, in den Tälern, an den Seen, man brauchte nur zuzugreifen. Doch damit ließ Döhler sich Zeit, Jutta sollte auch ein Wort mitsprechen. Nichts ohne das Mädel, das er bei sich haben wollte. Aber nun hatte Jutta ihn wieder um die Nachtruhe gebracht. Er hatte weiß Gott vom Erlenhof und von Grittie geträumt, ein paarmal, und durchaus nicht so schauderhaft, wie er das seiner Tochter erzählt hatte. Und das Gegenteil machte ihn doch sehr unruhig. Über Herrn Ewerle aus Hamburg und ihre Begeisterung für den Mann war in der klaren Morgenfrühe die erregte Stimmung etwas zur Abkühlung gekommen. Es würde ja der Höhepunkt der Berrücktheit sein, wenn dieser Mensch, ein Bierziger, ein Fünzigiger oder wie alt er war, sich ernstlich um Jutta bemühen wollte. Das wertvolle Weihnachtsgeschenk — nun ja, so ein verliebter alter Kunde scheut gelegentlich auch vor einer kleinen Taktlosigkeit nicht zurück.

„Wo treffe ich ihn denn nun?“ fragte Döhler und ließ die Zeitung sinken. Der Zug rollte schon an Diestal vorüber.

Jutta sah dem Vater gegenüber in der Coupéede und hatte ein Magazinheft vor den Augen.

„Wen denn, Papa?“ fragte sie zurück.

„Den Dingsda, deinen Herrn Ewerle. Oder hältst du es für besser, daß ich mich überhaupt nicht um ihn kümmer?“

Jutta lachte. „Entschuldige meine Bergnügtheit“, antwortete sie, „aber es ist wahrhaftig lustig, wie dich seine singalesische Festgabe aufgestört hat. Witterst du dahinter wirklich mehr, als die Sache wert ist?“

„Witterung gehört zu meinem Beruf. Aber ich gebe zu, daß auch eine Jagdhundnase einmal die rechte Spur verlieren kann. Also lassen wir Herrn Ewerle fallen.“

„Warum, Papa? Ich möchte sehr gern, daß du ihn kennenlernenst. Vielleicht wohnt er auch bei Euler. Hast du lange auf dem Konsulat zu tun?“

„Ich denke nicht. Ein halbes Stündchen.“

„So komm doch um eins zu Euler und sage der Mama bei der Gelegenheit guten Tag. Können wir nicht zusammen frühstücken?“

Döhler griff wieder nach seiner Züricher Zeitung, er sah Jutta nicht an, nickte aber.

„Könnten wir“, sagte er, „wenn es Grittie so paßt. Sie weiß ja noch nicht einmal, daß ich mich pensionieren lassen will. Na ja, um eins...“ Dann las er die

Nachrichten aus aller Welt in seinem Blatte weiter, und Jutta versuchte sich wieder in die Detektivgeschichte ihres Magazins zu vertiefen.

Es war eine spannende Geschichte mit seltsamen Überraschungen, aber Juttas Augen glitten darüber hinweg. Die Flugpost von gestern abend beschwerte ihr Herz. Sixtus, Sixtus! Er ließ nicht nach, er kam immer wieder und hoffte immer noch. Hoffte auf „günstige Erledigung aller Schwierigkeiten“. Hatte phantastische Pläne — wohin wollte er mit ihr? Sie hatte eine vage Vorstellung von ungeheuerlichen Entfernungen und abenteuerlichen Geschehnissen, er war ja so wild in seiner Verliebtheit, daß man ihm alles zutrauen konnte. Natürlich, es war etwas sehr schönes um diese Liebe, es war so wundervoll wie das blaue Schneelicht oben auf den Berghöhen, es war — es war . . . Die Zeitungen in der Hand des Vaters gegenüber knitterten, Jutta klappte ihr Buch zu, der Zug rasselte in den Bundesbahnhof. Die Wirklichkeit kam wieder.

„Kann ich dir noch behilflich sein?“ fragte Döhler.

„Danke, Papa! Ich lasse den großen Koffer gleich zu Euler tragen.“

„Also addio, mein Kind! Um eins. Sagtest du nicht um eins?“

„Ja, um eins.“

Es waren nur ein paar Schritte nach dem Hotel. Grittie stand schon in der Halle, sie erwartete ihre Tochter, das kam selten vor. Sie war auch rasch und etwas zerfahren, küßte Jutta, sah sie prüfend an und sagte hastig:

„Laß dein Gepäc auf dein Zimmer tragen, Nummer sechzehn. Du brauchst dich nicht umzukleiden, ich muß dich erst einmal sprechen. Komm mit!“

Jetzt saß Jutta in einem kleinen Salon, erwartungsvoll, mit gespannter Miene, ein klein wenig ängstlich, und die Mutter schritt auf und ab, blieb vor ihr stehen und wanderte weiter auf und ab, sie war sichtlich erregt. Herrgott, dachte Jutta, was ist wieder los? Sie fühlte, ihr Herz sank, das Herz rutschte tiefer, sie fühlte es ganz deutlich.

Grittie sprach unter raschem Atmen und so schnell, als heße ihr jemand die Worte aus dem Munde:

„Es ist nun alles so weit“, sagte sie. „Juttachen, es mußte so kommen. Es ist auch das Richtige. Das Leben so weiterführen — eine Unmöglichkeit. Ich bin ich — die harte Faust deines Großvaters verblödet mich förmlich. Ich muß mich von ihm trennen, Trennung für immer, begreifst du?“

Die Augen Juttas wurden unnatürlich groß. Grünliche Schatten stürzten über ihr Gesicht. Ein fröstelndes Zittern lief über ihren Leib.

„Du hast schon einmal davon gesprochen, Mama“, antwortete sie, „aber ich dachte —“

Sofort unterbrach Grittie sie. „Jawohl — ich weiß! Ich hatte ja niemand außer dir. Aber ich war eine Närrin, auf Bürgli und Caylus zu rechnen. Vergangenes ist vergangen. Was war, das war. Man kann es nicht wieder hervorsuchen — wie ein Kleid von gestern, wie etwas Abgelegtes. Vater empfand das — empfand das — er sprach es auch unverhohlen aus.“

„Vater hat sich am meisten um dich gesorgt“, stieß Jutta hervor, „und alles hätte noch einmal gut werden können, wenn —“

„Wenn? Wenn was? . . . Achtung vor deinem Vater, Jutta! Gerade meine Achtung vor ihm hat mich seinen Standpunkt als den einzig richtigen erkennen lassen. Was uns beide auseinandergebracht hat, ließ sich nicht wieder zusammenfügen.“

„Auch nicht durch mich, Mutter?“ fragte Jutta, in ihrer Hilfslosigkeit nach letztem Möglichen greifend. „Bin ich nicht euer Kind?“

Grittie umschlang und küßte sie stürmisch. „Auch nicht durch dich, Liebling. Ich war nie eine Mutter, wie sie sein soll. Ich bin unsterblich und flüchtig gewesen mein Leben lang. Erbe der Väter, ich war so. Oh, ich kenne mich gut. Deines Großvaters Zwangsjacke trage ich nicht. Ich bin frei geboren wie er. Ich habe den Willen der Erlau.“

„Was willst du tun?“ stammelte Jutta.

„Herrn Ewerle heiraten“, sagte Grittie. Die Tränen glühten Jutta aus den Augenwinkeln. Sie konnte nicht sprechen, es würgte ihr in der Kehle, nur ein paar dicke runde Tränen rannen langsam über ihre Nase.

Grittie schaute sie erstaunt an: „Was heulst du denn, Jutta?“ rief sie. „Mein Gott, warum weinst du? Das kann doch keine Trauernachricht für dich sein! Liebling, warst du denn nicht darauf vorbereitet? Wer hat mir denn schon in Brig gesagt, der Herr Ewerle — ja, wenn ich noch einmal heiraten wollte, wäre der Herr Ewerle nicht die beste Partie für mich?“

Sie begriff die Tränen Juttas einfach nicht. Aber Jutta begriff mit einem Schlage alles. Sie mußte begraben, was ihr kindliches Herz an Wünschen und Hoffen getragen hatte. Die Mutter ging ihre eigenen Wege weiter, und immer weiter ging sie mit ihr auseinander.

Sie zog ihr Taschentuch und trocknete das Gesicht. Dann stand sie auf, hart gegen sich selbst, wie zerfroren in ihrer seelischen Einsamkeit, sagte: „Ich wünsche dir viel Glück, Mama“, und küßte sie auf die Wange.

Grittie zog sie an sich. „Gottlob, nun bist du wieder meine Jutta! Noch immer ein Tränchen? Es kam dir zu plötzlich, trotz allem zu plötzlich, es war ein Tränchen der Rührung. Wisch es ab, Jutta, wir werden jetzt wie Schwestern zueinander sprechen — setz dich wieder, setz dich zu mir auf das Sofa!“

Sie führte sie an das steifelehnige Wandmöbel und schmiegte sich an ihre Seite. Jutta warf einen ängstlichen Blick auf die Kaminuhr gegenüber und dachte an ihren Vater. Wenn der nun kam — wenn der nun kam und hörte das Unfassliche! Langsam rückte der Zeiger vor, es ging auf dreiviertel eins. Um eins wollte er hier sein — im armen Hirn Juttas stürzten die Gedanken durcheinander.

„Ich bitte dich, Mama“, sagte sie, „laß mich nur auf einen Augenblick in mein Zimmer — nachsehen, ob mein Gepäc auch da ist. Ich bin gleich wieder zurück.“

Es war eine alberne Ausrade. Sie gedachte den Vater in der Halle abzufangen und ihn auf das Unerwartete vorzubereiten. Aber Grittie hatte den Arm um ihre Schulter gelegt und hielt sie fest.

(Fortsetzung folgt.)

Hypothekenfreies Glück

Oft seh ich in verschwommenen Farben
Mein Vaterhaus im Sternensicht,
Die roten Schindeln hatten Narben,
Und Ruhverblendung gabs noch nicht.
Es fehlten Fahrstuhl, Heiztabelle,
Warmwasser, Haushaltstartohek.
Es gab noch keine Radiowellen
Und keine dritte Hypothek.

Oft seh im Geist ich Burg und Wall,
Der Vaterstadt in liebem Licht.
Die täglichen Verkehrsunfälle
Und Asphaltstraßen gabs noch nicht.
Kein Kino, kein Benzinbehälter
Hat, lichtumflutet, hell gestrahlt.
Sedoch die städtischen Behälter
Hat man am Ersten stets gezählt.

Oft seh ich, nur in Träumen leider,
Ein Liebes, fragendes Gesicht.
Die rückenfreien Abendkleider
Und Lippenstifte gabs noch nicht.
Der Sex appeal, noch nicht erfunden,
Hat junge Herzen nicht beschwert.
Doch war ein Kuß in jenen Stunden
Wohl etwas mehr als heute wert.

Und dennoch kann ich mich besinnen,
Daß damals man mit Weh und Ach,
Voll Schmerz bei jeglichem Beginnen
Von guten, alten Zeiten sprach . . .
Mir fehlen Kraft und Mut zu fragen,
Was wohl dereinst, in neuem Licht,
Die kommenden Geschlechter sagen,
Wenn man von unsern Zeiten spricht!

Die Turnstunde.

Von Rainer Maria Rilke.

Der Darstellung der Jugend Rilkes, die sein Schwiegersohn Carl Sieber soeben unter dem Titel „Rene Rilke“ im Insel-Verlag zu Leipzig veröffentlicht, sind einige Prosabichtungen und Bekenntnisse über seine Militär-Zeit beigegeben. Wir geben die folgende ergreifende Novelle wieder, die in dieser Fassung noch nicht bekannt war.

Die Schriftleitung.

Turnsaal. Der Jahrgang steht in den hellen Zwischblusen in zwei Reihen geordnet unter den großen Gaslüstern. Der Turnlehrer mit dem harten gebräunten Gesicht und kalten höhnischen Augen hat Freiübungen kommandiert und verteilt nun die Riegen. „Erste Riege — Red, zweite Riege — Barren, dritte Riege — Bod, vierte Riege — Klettern. Abtreten!“ Und rasch auf den leichten mit Kolophonium isolierten Schuhen zerstreuen sich die Knaben. Einige bleiben mitten im Saale stehen, zögernd, gleichsam unwillig. Es ist die vierte Riege, die schlechten Turner, die keine Freude haben an der Bewegung bei den Geräten und schon müde sind von den zwanzig Kniebeugen und ein wenig verwirrt und atemlos. Nur einer von ihnen, einer, der sonst der Letzte von allen blieb bei solchen Anlässen, Carl Gruber, steht schon an den Stangen, die in einer etwas dämmerigen Ecke des Saales, hart vor den Nischen, in welchen die abgelegten Uniformröde hängen, angebracht sind. Er hat die nächste erfasst und zieht sie mit ungewöhnlicher Kraft nach vorn, so daß sie frei und an den zur Übung geeigneten Plaze schwankt. Gruber läßt nicht einmal die Hände von ihr, er springt auf, bleibt ziemlich hoch, die Beine ganz unwillkürlich im Kletterfchluß verschrängt (den er sonst niemals hat begreifen wollen), an der Stange haften. So erwartet er die Riege und betrachtet — so scheint es — mit besonderem Vergnügen den erstaunten Arger des kleinen polnischen Unteroffiziers, der ihm zuruft, abzuspringen. Aber Gruber ist diesmal sogar ungehorsam, und Jastersti, der Blonde Unteroffizier, befiehlt endlich: „Also entweder Sie kommen herunter oder Sie klettern hinauf, sonst melde ich dem Herrn Oberleutnant . . .“ Und jetzt beginnt Gruber zu klettern, erst heftig mit Überstürzung, die Beine wenig hochziehend und die Blicke nach aufwärts gerichtet, mit einer gewissen Angst das unermessliche Stück Stange, das noch bevorsteht, abschätzend. Dann verlangsamt sich seine Bewegung, und als ob er jeden Griff genösse wie etwas seltsam Angenehmes, zieht er sich höher, als man gewöhnlich zu klettern pflegt; er beachtet nicht die Aufregung des ohnehin gereizten Unteroffiziers, klettert und klettert, die Blicke immerfort aufwärts gerichtet, als hätte er einen Ausweg in der Decke des Saales entdeckt und strebte danach, ihn zu erreichen. Die ganze Riege folgt ihm mit den Blicken. Und auch aus anderen Riegen richtet man seine Aufmerksamkeit auf den Kletterer, der sonst kaum das erste Drittel der Stange kenschend, mit rotem Gesicht und bösen Augen erklimmt. „Bravo Gruber!“ ruft jemand aus der ersten Riege herüber. Da wenden viele ihre Augen aufwärts, und es wird eine Weile still im Saal, — aber gerade in dem Augenblick, da alle Blicke an der Gestalt Grubers hängen, macht er hoch oben unter der Decke eine Bewegung, als wollte er sie abschütteln, und da es ihm offenbar nicht gelingt, hestet er alle diese Blicke oben an den eisernen Haken und saukt die glatte Stange herunter, so daß alle immer noch hinausschauen, als er schon längst schwindelnd und heiß unten steht und mit seltsam glanzlosen Augen in seine glühenden Handflächen schaut.

Da fragt ihn der eine oder der andere der ihm zunächst stehenden Kameraden, was denn heute in ihn gefahren sei: „Blickt wohl in die erste Riege kommen?“ Gruber lacht und scheint etwas antworten zu wollen, aber er überlegt es sich und senkt schnell die Augen. Und dann, als das Geräusch und Getöse wieder seinen Fortgang hat, zieht er sich leise in die Nische zurück und setzt sich nieder und schaut ängstlich um sich und holt Atem und lacht wieder und will etwas sagen . . . Aber schon achtet keiner niemand mehr, und nur Teröme sieht, daß er wieder seine Hände betrachtet, tief darüber gebückt, wie einer, der einen Brief entziffern will bei tagem Licht. Und er tritt nach einer Weile zu ihm und fragt: „Hast du dir wehgetan?“ Gruber erschrickt: „Was?“ macht er mit seiner gewöhnlichen in Speichel watenden Stimme. „Zeit mal“ — und Teröme nimmt die eine Hand Grubers und

lehrt sie gegen das Licht. Sie ist am Ballen ein wenig abgeschürft. „Weißt du, ich habe etwas dafür“, sagt Teröme — „komm dann zu mir.“ — Aber ihm ist, als hätte Gruber nicht gehört; der schaut an ihm vorbei in den Saal hinein und so, als ob er etwas bemerkte, vielleicht nicht im Saal, draußen an den Fenstern, obwohl es draußen dunkel ist, spät und Herbst. In diesem Augenblick ruft der Unteroffizier mit seiner hochfahrenden Art: „Gruber.“ Gruber bleibt unverändert, nur seine Füße, die vor ihm ausgestreckt sind, gleiten ein wenig auf dem Parkett nach vorwärts. — „Gruber!“ schreit der Unteroffizier, und die Stimme schlägt ihm über. Dann wartet er eine Weile und sagt rasch, ohne den Gerufenen anzusehen: „Sie melden sich nach der Stunde — ich werde Ihnen schon . . .“ Und die Stunde geht weiter. „Gruber.“ sagt Teröme, und neigt sich zu dem Kameraden, der sich immer tiefer in die Nische zurücklehnt: „es war schon wieder an dir zu klettern, auf dem Strid, geh mal, versuchs, sonst macht dir der Jastersti irgendeine Geschichte, weißt du . . .“ Gruber nickt. Aber statt aufzustehen, schließt er plötzlich die Augen und gleitet unter den Worten Terömes, als ob eine Welle ihn trüge, fort — gleitet langsam und lautlos tiefer, tiefer vom Sitz, und Teröme weiß erst, was geschieht, als er hört, wie der Kopf Grubers hart an das Holz des Sitzes anprallt und dann vornüberfällt . . .

„Gruber!“ ruft er heiser. Erst merkt es niemand. Und Teröme steht mit schlaffen Händen und ruft „Gruber, Gruber.“ Es fällt ihm nicht ein, den anderen aufzurichten. Da erhält er einen Stoß, jemand sagt ihm „Schaf“, ein anderer drängt ihn fort, und er sieht, wie sie den Reglosen aufheben. Sie tragen ihn vorbei, irgendwohin, wahrscheinlich in die Kammer nebenan. Der Oberleutnant springt herzu. Und gibt mit harter, sehr lauter Stimme Befehle. Sein Kommando schneidet das Summen der vielen Schwanzenden mit einem Male ab. Alles wird still. Man sieht nur Bewegungen da und dort, noch ein verspätetes Lachen von einem, der nicht weiß, um was es sich handelt. Es springt kopfüber in die Stille hinein und geht sofort darin unter. Dann hastige Fragen: „Was? Wer? Der Gruber?“ Und immer mehr Fragen. Dann sagt jemand laut: „Ohnmächtig.“ — Und der Unteroffizier Jastersti läuft mit rotem Kopf hinter dem Oberleutnant her und schreit mit seiner boshaften Stimme, zitternd vor Wut: „Ein Simulant, Herr Oberleutnant. Ein Simulant.“ Der Oberleutnant beachtet ihn gar nicht. Er sieht geradeaus vor sich, nagt an seinem Schnurrbart, wodurch das harte Kinn noch energischer vortritt, und gibt von Zeit zu Zeit eine knappe Weisung. Vier Jöglinge, weiße Gruber tragen, und der Oberleutnant verschwinden in der Kammer. Gleich darauf kommen die vier Jöglinge zurück. Ein Diener läuft durch den Saal, die vier werden von den anderen mit Fragen bedrängt: „Wie sieht er aus? Was ist mit ihm? Ist er schon zu sich gekommen?“ Keiner von ihnen weiß was Eigentliches. Und da ruft auch schon der Oberleutnant herein, das Turnen möge weitergehen, und übergibt dem Feldwebel Goldstein das Kommando.

Also wird weitergeturnt, am Barren, am Red, und die kleinen dicken Leute der dritten Riege kriechen mit weit ge-grätschten Beinen über den hohen Bod. Aber doch sind alle Bewegungen anders als vorher, ein Lauschen hat sich über sie gelegt, die Schwingungen am Red brechen plötzlich ab, und am Barren werden nur lauter kleine Übungen gemacht. Die Stimmen sind weniger verworren, feiner, als ob alle nur immer ein Wort sagten: „Es, Es, Es . . .“ Der kleine schlaue Kriz horcht indessen an der Kammertür. Der Unteroffizier der zweiten Riege jagt ihn davon, indem er zu einem Schläge auf seinen Hintern ausholt. Kriz springt zurück, lagenhaft, mit hinterlistig blühenden Augen. Er weiß schon genug ohnehin. Und nach einer Weile, als ihn niemand beachtet, gibt er dem Pavlovitsch weiter: „Der Regimentsarzt ist gekommen.“ Nun, man kennt ja den Pavlovitsch; mit seiner ganzen Frechheit geht er, als hätte ihm irgendwer einen Befehl gegeben, quer durch den Saal von Riege zu Riege und sagt ziemlich laut: „Der Regimentsarzt ist drin.“ Und es scheint, auch die Unteroffiziere interessieren sich für diese Nachricht. Immer häufiger werden die Übungen, Blicke nach der Tür, immer langsamer werden die Übungen, und ein Kleiner mit dunklen Augen ist hoch auf dem Bod hoden geblieben und starrt mit offenem Mund nach der Kammer. Und es scheint etwas Lähmendes in der Luft zu liegen. Die Stärksten bei der ersten Riege machen zwar noch einige Anstrengungen, sie bewegen die Beine, und Bombert, der starke Tiroler, biegt seinen Arm und betrachtet seine

Muskeln, die sich durch den Zwillich hindurch breit und straff ausprägen. Ja, der kleine Baum schlägt sogar noch einige Male Armwelle, und plötzlich ist diese heftige Bewegung die einzige im ganzen Saal, ein großer flimmernder Kreis, der etwas Unheimliches bekommt in der allgemeinen Ruhe. Und mit einem Ruck bringt sich der kleine Mensch zum Stehen, läßt sich einfach unwillig in die Knie fallen und macht ein Gesicht, als ob er alle verachte. Aber auch seine kleinen stumpfen Augen bleiben an der Kammertür hängen.

Jetzt hört man Singen der Gasflammen und das schlichte Ticken der Wanduhr. Da schnarrt die Glocke, die das Stundenzeichen gibt. Ganz fremd und eigentümlich ist heute ihr Ton, sie hört wie erschrocken auf mitten im Wort. Unteroffizier Goldstein aber kennt seine Pflicht. Er schreit: „Antreten!“ Keiner Mensch hört ihn. Keiner kann sich erinnern, was für einen Sinn dieses Wort besaß — vorher. Wann vorher? „Antreten!“ kräht der Feldwebel, und jetzt schreien auch schon die anderen Unteroffiziere mit, und auch mancher von den Jünglingen mahnt wie im Schlaf: „Antreten“. Aber im Grunde wissen alle, daß sie noch etwas erwarten müssen. Und da geht auch schon die Kammertür auf, und eine Weile nichts, und dann tritt Oberleutnant Wahl heraus, seine Augen sind groß, zornig, seine Schritte überaus fest. Er marschirt wie beim Defilieren: „Antreten!“ sagt er heiser. Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit steht alles in Reih und Glied. Keiner rührt sich, wie als wenn ein Feldzeugmeister da wäre. Und dann ein Kommando: „Sabt acht!“ Und ferner heiser und hart: „Euer Kamerad Gruber ist soeben gestorben. Herzschlag. Abmarsch.“ Pause. Und dann nach einer Weile die Stimme des Tageszöglings, klein und leise: „Linksum, Marschieren, Kompagnie marsch!“ Ohne Schritt und langsam wendet sich der Jahrgang zur Tür. Teröme als der Letzte. Keiner sieht sich um. Die Luft aus dem Gang kommt kalt und dumpfig den Knaben entgegen. Einer findet, es rieche nach Karbol. Pombert macht einen lauten gemeinen Witz in bezug auf den Gestank. Niemand lacht. Teröme fühlt sich plötzlich am Arm gefaßt, so angesprungen. Kriz hängt daran. Seine Augen glänzen und seine Zähne auch, als ob er beißen wollte. „Ich habe ihn gesehen“ — flüstert er und preßt Terömes Arm, und ein Lachen ist innen in ihm und rüttelt ihn hin und her. „Er ist ganz nackt und eingefallen und sehr lang. Und an den Füßen ist er versiegelt!“

Und dann sichert er und beißt sich in den Armel Terömes hinein.

Eob der Liebenswürdigkeit.

Von Hans Bethge.

Es wäre unerträglich, wenn es sie nicht geben würde. Sie ist im Verkehr zwischen Mensch und Mensch eine der wichtigsten, unumgänglichsten Eigenschaften, denn sie erleichtert und entwirrt die menschlichen Beziehungen auf die angenehmste Art.

Liebenswürdigkeit pflegt bei gebildeten Menschen eine schöne Selbstverständlichkeit zu sein. Sie ist gleichsam das Aushängeschild des wahrhaft Gebildeten, der den tieferen Sinn der Gemeinschaft, der zwischen den Menschen hin und her wogenden Beziehungen wirklich begriffen hat. Wer freilich die Menschheit haßt und sich ganz von ihr zurückzieht, braucht nicht liebenswürdig zu sein, und er wird auch nicht verlangen, daß man ihm Liebenswürdigkeit entgegenbringt. Aber solche Menschenhasser und Sonderlinge sind erfreulicherweise selten, und es ist noch das Beste, auf möglichst rücksichtslose Art unliebenswürdig zu ihnen zu sein, weil sie auf diese Weise ihre Fehler am ehesten erkennen und vielleicht in sich gehen, um sich zu bessern.

Liebenswürdigkeit und Liebenswürdigkeit ist nicht dasselbe, es gibt vielmehr zahllose Spielarten dieses Begriffes. Man kann liebenswürdig und doch zugleich sehr zurückhaltend sein. Die Vertreter dieser „kühlen Liebenswürdigkeit“ wissen wohl, daß es zwar praktisch und daher empfehlenswert ist, sich im Verkehr mit den Menschen liebenswürdig zu zeigen, daß es aber zugleich notwendig erscheint, auch Zurückhaltung an den Tag zu legen, um die Menschen mit ihren Wünschen nicht allzu nahe an sich herankommen zu lassen. Solche Leute sind also ganz bewußt liebenswürdig, und stellen dabei zugleich ganz bewußt einen bestimmten Abstand zu den anderen her. Ich kannte einen reichen Menschen mit zugeknöpften Taschen, der eigentlich niemals etwas gewährte, der immer nur abschlug, aber in so liebenswürdig-refervierter Weise, daß man dieser sicheren, wohlgewahrten Form

gegenüber entwoffnet wurde und nicht wieder den Mut fand, mit Wünschen an ihn heranzutreten. Ein selbstfüchtiger, aber gescheiter Mann, der genau wußte, wie man sich in seiner Lage den Menschen gegenüber zu verhalten hat und dementsprechend handelte.

Biel erfreulicher ist die Liebenswürdigkeit, die aus der Wärme des Gefühls kommt: die eigentliche, die wahre Liebenswürdigkeit. Sie kennt keinen Egoismus, keine kühle Zurückhaltung, sie trägt einen ausgesprochen lebensbejahenden Charakter. Natürlich treten an einen Menschen, der über diese warme Liebenswürdigkeit des Herzens verfügt, allerlei Wünsche und Forderungen heran, aber das kümmert ihn nicht; im Gegenteil, er wird sich Mühe geben, diese Wünsche nach besten Kräften zu erfüllen, und es ist ihm eine schöne innere Befriedigung, dem anderen wirklich helfen zu können. Wenn jeder diese Liebenswürdigkeit des Herzens besäße, — das Leben würde für uns alle sehr viel leichter sein.

Es gibt auch eine Art von Liebenswürdigkeit, die schwer zu ertragen ist. Sie geht von jenen Leuten aus, die ihre Mitmenschen, wie man zu sagen pflegt, „mit Liebenswürdigkeit überschütten“. Diese Kategorie der Liebenswürdigkeit kann äußerst lästig werden, sie bringt den andern leicht in Verlegenheit, Wohltat wird zur Plage, und der Überschüttete weiß nicht, wie er so viel Liebenswürdigkeit jemals wieder gutmachen soll. Es ist die Liebenswürdigkeit der Ungehobenen, der nicht mit Taft Begabten, und der Himmel bewahre einen vor solcher Maßlosigkeit des Gefühls!

Denn das schöne Maß bleibt bei allen menschlichen Tugenden immer das Ausschlaggebende. Gepriesen seien die Taktvollen, welche die Eigenschaft der Liebenswürdigkeit in einer Weise besitzen, daß sie damit eine wohlthuende menschliche Wärme um sich verbreiten. Es sind die von Natur, die auf Befehl ihres Herzens Liebenswürdigen — sie sind dazu berufen, so manchen unfreundlichen Schatten auf dieser dämmernden Erde in ein zärtliches Licht zu verwandeln.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Ausländische Währung. 4. Fisch. 7. Bedienung. 8. Bibl. Männernamen. 9. Gefäß. 11. Gattung. 13. Kurort in Belgien. 14. Fisch. 16. Rinderart. 17. Geschloß. 18. Sinnesorgan. 20. Wurfspieß. 21. Engl. Bierforte. 24. Mädchenname. 26. Zahlungsmittel. 27. Laubbaum. 28. Gesangsstück. 29. Nebenfluß der Donau.

Senkrecht: 1. Vorname einer Filmdiva. 2. Männliches Haustier. 3. Ansiedlung. 4. Gewässer. 5. Geschmolzenes Gestein. 6. Verbandsstoff. 10. Europ. Staat. 12. Raubtier. 14. Kampfplatz. 15. Geistesgestört. 16. Gestalt der Nibelungen Sage. 18. Mädchenname. 19. Militärische Macht. 22. Stadt in Peru. 23. Schlinggewächs. 24. Gruf. 25. Gefottenes.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 301:
1. Beil. 2. Auge. 3. Treu. 4. Amor. 5. Baum. 6. Hnar. 7. Glas. 8. Efel. 9. Dels. 10. Ulme. 11. Aera. 12. Arbe. 13. Emir. 14. Lamm. 15. Meta. 16. Rind. 17. Brei. 18. Hser. 19. Maas. 20. Tula. 21. Nero. 22. Eibe. 23. Elli. 24. Abel. 25. Laub.